

Joachim Kahl (Marburg)

Weltlich-humanistische Spiritualität – Seele des Atheismus

Vortrag in Stuttgart am 22. Oktober 2009

Den schillernden Modebegriff der Spiritualität möchte ich gerne retten, reinigen, positiv besetzen, präzise für einen weltlichen Humanismus nutzbar machen. Denn ein weltlicher Humanismus ohne eine spirituelle Dimension ist armselig, steril, verkürzt auf Rationalismus. Spiritualität ist nicht identisch mit Religiosität oder Esoterik, sondern kann – in einer bestimmten Gestalt – einhergehen mit taghellem Bewusstsein, kritischer Vernunft, geistiger Klarheit und intellektueller Redlichkeit. Ein spirituell vertiefter Humanismus baut Brücken zu einer einflussreichen Strömung des Zeitgeistes und erleichtert insofern das Gespräch mit suchenden Menschen verschiedener Milieus und weltanschaulicher Richtungen.

Was ist Spiritualität? Spiritualität ist das, was Menschen inspiriert, motiviert, orientiert. Unter Berufung auf den lateinischen Wortursprung (*spiritus* = Geist) stelle ich zunächst schlicht fest: Spiritualität heißt Geistigkeit, Geistorientiertheit. Gemeint sei damit: die geistige Einstellung zum Leben, die innere Haltung zur Wirklichkeit, und zwar gemüthhaft vertieft, Verstand und Gefühl umgreifend. Spirituelle Bedürfnisse sind gemüthhafte Bedürfnisse: das Verlangen nach Selbstvergewisserung, Selbstfindung, Selbstkongruenz. Wie alle geistigen Bedürfnisse, die zur Natur des Menschen gehören, können sie eine religiöse und eine nichtreligiöse Antwort finden. Jedenfalls ist es intellektuell unredlich, bereits diese Bedürfnisse selbst religiös zu vereinnahmen und mit Hilfe eines weit gefassten, funktionalistischen Religionsbegriffs etwa jeden Sinnsucher zum Gottsucher zu mystifizieren.

Ein katholischer Autor, der die Souveränität besitzt, zwischen Religiosität und Spiritualität klar zu unterscheiden und auch freimütig die Existenz „säkularer Spiritualitäten“ einzuräumen, ist der langjährige Mainzer Krankenhauseelsorger Erhard Weiher, der im „*Lehrbuch der Palliativmedizin*“, hg. von Eberhard Aulbert und anderen, Stuttgart, 2. Auflage, 2007, den Beitrag „*Spirituelle Begleitung in der Palliativmedizin*“ verfasst hat (Seiten 1181 – 1204). Für ihn ist Spiritualität eine „*Systemeigenschaft des lebendigen Menschen*“ (S. 1181), so dass er umstandslos auch „*humanistische oder auch atheistische Einstellungen*“ sowie „*säkulare Spiritualitäten*“ als gegeben anerkennt (Aufsatz „*Seelsorge und Spiritualität*“, in: *Lebendige Seelsorge. Zeitschrift für praktisch-theologisches Handeln*, Würzburg, 4/2009, S. 218-223, Zitat 219).

Dass eine säkulare Spiritualität sich heute mühselig ihre Anerkennung erst erobern, zurück erobern muss, hat historische Gründe. Nach dem Sieg des Christentums im spätantiken Europa überlebte Philosophie nur noch in halbiertem Form. Ihre angestammte spirituelle Funktion, die namentlich in den hellenistischen Schulen der Stoa und des Epikureertums eine wahre Blüte erlebt hatte, wurde von den Kirchenvätern okkupiert und auf eine jenseitige Heilserwartung hin umgepolt. So war christliche Frömmigkeit für viele Jahrhunderte nahezu die einzige Gestalt von Spiritualität, eine Entwicklung, die – begreiflicherweise – von der weltlichen Obrigkeit unterstützt und privilegiert wurde. Philosophie schrumpfte auf die theoretische Durchdringung der Welt unter der Vormundschaft der Theologie. Auch ihre zweite Hauptaufgabe, die Vermittlung von Lebensweisheit und Lebenskunst, überlebte nur in kirchlich domestizierter Form. Erst heute, in Zeiten eines stark abgesunkenen religiösen Grundwasserspiegels, kommt eine säkulare und insofern philosophische Spiritualität wieder langsam zu Ehren.

Die trennscharfe Unterscheidung zwischen einer weltlich-humanistischen und einer religiösen Spiritualität ergibt sich durch deren Inhalte, nicht durch Formen. Kerzenlicht, Wohlgerüche, Entspannungsmusik, Rotwein und Lyrik können ganz verschiedene Botschaften begleiten und befördern. Auch Yoga, Fasten und Meditation sind keine Domäne irgendeiner Religion, sondern können sich von ihren ideellen (etwaig religiösen) Ursprüngen lösen, verselbständigen und auch einen Stellen-

wert in einem atheistischen Lebensentwurf finden. Zur ganzheitlichen – Verstand und Gefühl umschließenden – Art von Spiritualität gehört schließlich das Gespür für Symbolik und deren nicht sprachliche, visuelle Ausdruckskraft. Für eine weltlich-humanistische Spiritualität möchte ich gerne das Yin-Yang-Symbol erschließen, ein geistiges Geschenk Asiens an die Menschheit, das bedauerlicherweise im Westen bisher fast nur in esoterischen Zusammenhängen wahrgenommen wird.



Das Yin-Yang-Symbol ist ein Weltsymbol, hervorgegangen aus der unmittelbaren Anschauung und Deutung realer Vorgänge in der Natur. Es beruft sich nicht auf irgendeine göttliche Offenbarung, es knüpft nicht an irgendeinen legendären Vorgang mit angeblicher Heilsbedeutung an (wie das christliche Kreuz), sondern es ist aus allgemein nachvollziehbaren sinnlichen Erfahrungen von Licht und Schatten an einem von der Sonne beschienenen Bergabhang gebildet. Das Yin-Yang-Symbol ist ein einzigartiges Beispiel dafür, wie aus naturalistischen Wurzeln die Höhen ästhetischer und philosophischer Abstraktion erklimmt werden konnten – in einem langen, anonymen Prozess der Sublimierung, Vergeistigung, Verallgemeinerung. Als schulübergreifendes chinesisches Inbild dessen, was in Europa als Dialektik bezeichnet wird, stellt es das Grundgesetz von Polarität und Komplementarität der Gegensätze dar. Es setzt – stilisiert – ins Bild, was als erster der Griechen Heraklit auf Begriffe gebracht hat: dass alles im Fluss ist und dass die Gegensätze an ihren Extrempunkten ineinander übergehen.

Wichtig für einen produktiven Umgang mit dem Yin-Yang-Symbol ist es, weder seine inneren Schranken zu übersehen noch sich die Deutungshoheit über seinen Sinn von New Age Autoren oder von Jutta Ditfurth entwinden zu lassen. Für eine gründliche – sinologisch und philosophisch abgesicherte – Analyse des Yin-Yang-Symbols fehlt hier der Platz. Die Behauptung Jutta Ditfurths, das Yin-Yang-Symbol sei „reaktionär“ und „patriarchalisch“ (*„Entspannt in die Barbarei. Esoterik, (Öko-)Faschismus und Biozentrismus“*, Hamburg, 1996, S. 121, 155, 164), lässt sich freilich un schwer entkräften. Ein einfaches und unverkrampftes Hinschauen zeigt: Beide Hälften des Diagramms sind – unbeschadet des Hell-Dunkel-Kontrastes – gleich groß und insofern gleichrangig und gleichberechtigt. Von einem Vorrang des männlich assoziierten Yang-Prinzips und einer dienenden Rolle des weiblich assoziierten Yin-Prinzips ist nichts zu entdecken, wobei freilich eingeräumt werden muss, dass jahrtausendlang das auch in China vorherrschende hierarchische Geschlechterverhältnis ins Yin-Yang-Symbol hinein projiziert wurde.

Die tatsächlichen inneren Grenzen des Symbols hängen mit der Verabsolutierung des zyklischen Denkens zusammen. Das der Natur abgelassene Kreislaufdenken kennt wohl Bewegung und Wandel, aber keinen Fortschritt, nur die ewige Wiederkehr. Erst die Spirale, die den Kreis öffnet und mit der geraden Linie verbindet, ermöglicht den inhaltlichen Komparativ: höher als, später als, reifer als. Insofern ist das Bild der Spirale, das Heraklit, Goethe und Friedrich Engels in die abendländische Dialektik eingebracht haben, dem asiatischen Kreissymbol überlegen. Dieser Vorbehalt schmälert nicht im Geringsten die produktive Verwendbarkeit des Yin-Yang-Symbols als eines spirituellen Leitmotivs. Bei der seelischen Entkrampfung vieler Menschen, beim Aufbau stabiler Persönlichkeiten und bei der inneren Architektur harmonischen Paarbeziehungen kann es gute Dienste leisten.

Auch für die theoretische Arbeit im Sinne des Humanismus ist Yin-Yang inspiriertes Polaritätsdenken hilfreich. Die Polarität von Kopf und Herz liegt dem Verhältnis von Aufklärung und Erleuchtung zugrunde. Soll Aufklärung nicht zur öden Belehrung verkommen, muss sie sich zur Erleuchtung vertiefen. Aufklärung, die nicht einleuchtet und dann erleuchtet, bleibt aufgesetzt und äußerlich. Aufklärung und Erleuchtung verhalten sich zueinander wie Begreifen und Fühlen, wie Begriff und Bild. Wer freilich nach Erleuchtung strebt ohne Aufklärung, sucht begriffslose und sprachlose, also geistlose Unmittelbarkeit. Aufklärung und Erleuchtung gehören zusammen wie Reflexion und Meditation.

Nach diesem skizzenhaften Überblick, der zugegebenermaßen viele Fragen offen lässt, konzentriere ich mich im Folgenden auf die Darstellung weltlich-humanistischer Spiritualität angesichts der menschlichen Sterblichkeit. Um es ohne Umschweife zu sagen und sofort auf den ideellen Punkt zu bringen: Es geht dabei um die versöhnte Zustimmung zum eigenen Tod als dem definitiven Ende des individuellen Lebens. Im Tod verlöschen unumkehrbar alle körperlichen und geistigen Funktionen. Das Individuum löst sich – wie schon Epikur lehrte – in seine kleinsten Bestandteile auf, die in den Kreislauf der Natur zurückkehren und neue Verbindungen eingehen.

Der Tod ist keine Schleuse, keine Tür, kein Übergang zu einer vermeintlich höheren Stufe der Existenz, wo Friede, Vollendung und Geborgenheit auf uns warten. Der Tod ist ein wirkliches *Ableben*, kein modifiziertes *Weiterleben*. Der Sterbende tritt keine große Reise an – weder ins ewige Licht bei Gott, wie Hans Küng es für sich erhofft, noch ins ewige Verderben, wie Millionen Menschen, extrem Angst erzeugend, Jahrhunderte lang kirchlicherseits angedroht wurde. Der Tod ist das Ende jeder Reise. Er setzt einen Schlusspunkt unter ein Leben, das nun für immer als ein fragmentarisches Gebilde unkorrigierbar der Vergangenheit angehört – so schön und so schäbig, so zwangsläufig und so zufällig, so bedrückend und so belustigend, wie es nun einmal war. Bis es irgendwann der Vergessenheit anheim fällt!

In der Sicht einer weltlich-humanistischen Spiritualität wohnt dem Tod als solchem nichts Trauriges, nichts Tragisches, nichts Trostloses inne. In ihm gipfelt das Naturgesetz der Vergänglichkeit und Endlichkeit aller Dinge. In der großen Ordnung des Seins selbst ist es angelegt, dass alles, was einen Anfang hat, irgendwann auch ein Ende nimmt. Das ist eine höchst sinnreiche Norm. Denn eben dadurch und nur dadurch wird Neues ermöglicht. Deshalb ist – mit ontologischer Triftigkeit – gegen den Tod kein Kraut gewachsen. Mensch sein heißt: leben können und sterben müssen. Darin liegt eine große Chance, die es zu nutzen gilt. Darin liegt auch ein großer Trost. Denn der Tod betrifft jeden und jede – ohne Ausnahme. Das ist die Majestät des Todes, das ist die Demokratie des Todes. Die Sterberate jeder Population beträgt stets hundert Prozent. Bitter ist der Tod nur, wenn er vorzeitig kommt, wenn er unzeitgemäß eintritt: ohne dass zuvor ein sinnvolles, ein erfülltes Leben geführt werden konnte.

Der spirituelle Impuls, der von einer weltlich-humanistischen Trauerfeier ausgeht, lautet daher: *Carpe diem! Nutze den Tag!* Eine Ewigkeit waren wir nicht, eine Ewigkeit werden wir nicht mehr sein. Die winzige Zeitspanne dazwischen, das ist unser Leben. Nutzen wir es gut, denn es ist uns nur einmal gegeben. Mensch sein heißt:

- sich erträglich einrichten für ein kurzes Gastspiel auf einem Staubkorn im Weltall,
- tätig sein mit Sinn und Verstand, mit Anstand und Würde, mit Witz und Humor,
- schließlich Abschied nehmen von allem für immer, vor allem von uns selbst.

Richtet sich der spirituelle Impuls einer Trauerfeier nach vorne, an die (noch) Lebenden, so ist in der Sterbebegleitung das spirituelle Leitmotiv eher rückwärtsgewandt. Der Blick wird auf das vergangene Leben gelenkt, das freilich unaufhaltsam seinem Ende entgegen geht. Dabei steht, soweit möglich und sinnvoll, der Aspekt der Dankbarkeit im Vordergrund, der Dankbarkeit für Empfangene-

nes und Gelungenes. Die alles durchdringende Idee ist dabei die der Abschiedlichkeit: der gespürten Einsicht, dass es irgendwann genug ist und Zeit zu gehen. Lebensmüdigkeit und Lebenssatttheit sind zwei mögliche emotionale Gestalten dieser Einsicht.

Als literarischen Beleg dafür, dass die von mir entwickelten Gesichtspunkte bereits auch im Herzen der klassischen deutschen Literatur angelegt sind, sei nun das Märchen „Der Gevatter Tod“ aus der Sammlung der Brüder Grimm zitiert und interpretiert.

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die große Landstraße und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott. Der wußte schon, was er auf dem Herzen hatte, und sprach zu ihm: „Armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben, will für es sorgen und es glücklich machen auf Erden.“ Der Mann sprach: „Wer bist du?“ - „Ich bin der liebe Gott.“ - „So begehre ich dich nicht zu Gevatter“, sagte der Mann, „du gibst dem Reichen und lässest den Armen hungern.“ Das sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „Was suchst du? Willst du mich zum Paten deines Kindes nehmen, so will ich ihm Gold die Hülle und Fülle und alle Lust der Welt dazu geben.“ - Der Mann fragte: „Wer bist du?“ - „Ich bin der Teufel.“ - „So begehre ich dich nicht zu Gevatter“, sprach der Mann, „du betrügst und verführst die Menschen.“ Er ging weiter; da kam der dürrbeinige Tod auf ihn zugeschritten und sprach: „Nimm mich zu Gevatter.“ Der Mann fragte: „Wer bist du?“ - „Ich bin der Tod, der alle gleichmacht.“ Da sprach der Mann: „Du bist der Rechte, du holst den Reichen wie den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevattersmann sein.“ Der Tod antwortete: „Ich will dein Kind reich und berühmt machen; denn wer mich zum Freunde hat, dem kann's nicht fehlen.“ Der Mann sprach: „Künftigen Sonntag ist die Taufe, da stelle dich zu rechter Zeit ein.“ Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und stand ganz ordentlich Gevatter.

Als der Knabe zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pate ein und hieß ihn mitgehen. Er führte ihn hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut, das da wuchs, und sprach: „Jetzt sollst du dein Patengeschenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen. Steh' ich zu Häupten des Kranken, so kannst du keck sprechen, du wolltest ihn wieder gesund machen, und gibst du ihm dann von jenem Kraut ein, so wird er genesen. Steh' ich aber zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du mußt sagen, alle Hilfe sei umsonst. Aber hüte dich, daß du das Kraut nicht gegen meinen Willen gebrauchst, es könnte dir schlimm ergehen.“

Es dauerte nicht lange, so war der Jüngling der berühmteste Arzt auf der ganzen Welt. „Er braucht nur den Kranken anzusehen, so weiß er schon, wie es steht, ob er wieder gesund wird oder ob er sterben muß“, so hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute herbei, holten ihn zu den Kranken und gaben ihm so viel Gold, daß er bald ein reicher Mann war. Nun trug es sich zu, daß der König erkrankte. Der Arzt ward berufen und sollte sagen, ob Genesung möglich wäre. Wie er aber zu dem Bette trat, so stand der Tod zu den Füßen des Kranken, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen. „Wenn ich doch einmal den Tod überlisten könnte“, dachte der Arzt, „er wird's freilich übelnehmen, aber da ich sein Pate bin, so drückt er wohl ein Auge zu, ich will's wagen.“ Er faste also den Kranken und legte ihn verkehrt, so daß der Tod zu Häupten desselben zu stehen kam. Dann gab er ihm von dem Kraute ein, und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzte, machte ein böses und finsternes Gesicht, drohte mit dem Finger und sagte: „Du hast mich hinter das Licht geführt, diesmal will ich dir's nachsehen, weil du mein Pate bist, aber wagst du das noch einmal, so geht dir's an den Kragen, und ich nehme dich selbst mit fort.“

Bald hernach verfiel die Tochter des Königs in eine schwere Krankheit. Sie war sein einziges Kind, er weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, und ließ bekanntmachen, wer sie vom Tode errette, der sollte ihr Gemahl werden und die Krone erben. Der Arzt, als er zu dem Bette der Kranken kam, erblickte den Tod zu ihren Füßen. Er hätte sich der Warnung seines Paten erinnern sollen, aber die große Schönheit der Königstochter und das Glück, ihr Gemahl zu werden, betörten ihn so, daß er alle Gedanken in den Wind schlug. Er sah nicht, daß der Tod ihm zornige Blicke zuwarf, die Hand in die Höhe hob und mit der dürren Faust drohte; er hob die Kranke auf und legte ihr Haupt dahin, wo die Füße gelegen hatten. Dann gab er ihr das Kraut ein, und alsbald regte sich das Leben von neuem.

Der Tod, als er sich zum zweitenmal um sein Eigentum betrogen sah, ging mit langen Schritten auf den Arzt zu und sprach: „Es ist aus mit dir, und die Reihe kommt nun an dich“, packte ihn mit seiner eiskalten Hand so hart, daß er nicht widerstehen konnte, und führte ihn in eine unterirdische Höhle. Da sah er, wie tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick verloschen einige, und andere brannten wieder auf, also daß die Flämmchen in beständigem Wechsel zu sein schienen. „Siehst du“, sprach der Tod, „das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in ihren besten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen.“ - „Zeige mir mein Lebenslicht“, sagte der Arzt und meinte, es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte, und sagte: „Siehst du, da ist es.“ - „Ach, lieber Pate“, sagte der erschrockene Arzt, „zündet mir ein neues an, tut mir's zuliebe, damit ich König werde und Gemahl der schönen Königstochter.“ - „Ich kann nicht“, antwortete der Tod, „erst muß eins verlöschen, eh' ein neues anbrennt.“ - „So setzt das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist“, bat der Arzt. Der Tod stellte sich, als ob er seinen Wunsch erfüllen wollte, langte ein frisches, großes Licht herbei, aber weil er sich rächen wollte, versah er's beim Umstecken absichtlich, und das Stöckchen fiel um und verlosch. Alsbald sank der Arzt zu Boden und war nun selbst in die Hand des Todes geraten.

Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Statt den Tod überlisten zu wollen, ist es klug und weise, ihn zum Gevatter, das heißt zum Lehrer und Gebieter, zu nehmen.

Philosophische Interpretation des Märchens „Der Gevatter Tod“

Das Märchen fällt schon dadurch als hintergründig auf, dass es vom traditionellen Aufbau deutlich abweicht. Es hat keinen guten Ausgang der Art, dass der Held vergnügt bis an sein seliges Ende lebt. Vielmehr stirbt der Held, ein erfolgreicher und berühmter Arzt, im jugendlichen Alter.

Keine idyllische Erbauung also, aber doch eine konstruktive, lebensbejahende Aussage, die in der unterirdischen Lichthöhle ihren bildhaften Ausdruck findet. Leben und Tod gehören unlösbar zusammen und bilden die zwei Seiten einer großen Ordnung.

Ungeheuerlich ist die souveräne Absage des verzweifelten armen Mannes an zwei zentrale Gestalten der christlichen Religion: an Gott und an den Teufel, die er beide schroff anklagt. Ohne Gottesfurcht einerseits und ohne Teufelpakt andererseits sucht und findet er einen eigenständigen Weg durchs Leben. Obwohl er starke religiöse Tabus verletzt hat, kommt er durch. Denn er nimmt den Tod zum „Gevattersmann“, das heißt zum Paten, Helfer, Lehrer, Ratgeber, Gebieter.

Aus ethischen Gründen lehnt der arme Mann ein Zusammengehen mit zwei Leitfiguren der christlichen Religion ab. Gott weist er zurück, weil er ungerecht sei, den Teufel lehnt er ab, weil er betrüger. Der arme Mann lässt also jegliche gläubige Demut vermissen. Dennoch verkauft er nicht seine Seele an den Teufel, wie es einem traditionellen Schema der kirchlichen Ketzerpolemik entsprochen hätte, sofern jemand wissentlich Gottes gnädiges Angebot zurückweist.

Stattdessen verbündet er sich mit dem Tode, einer realen Naturmacht, die unbesiegbar ist. Das Märchen erzählt von der Demokratie des Todes und der Majestät des Todes. Er macht „*alle gleich*“, und er holt „*den Reichen wie den Armen ohne Unterschied*“. Wegen dieses seines religions- und sozialkritischen Charakters wurde das Märchen wiederholt unterdrückt. Auch die protestantisch frommen Brüder Grimm haben – wie die Germanistik gezeigt hat – einen abschwächenden Satz in der zweiten, endgültigen Auflage eingefügt: „*Das sprach der Mann, weil er nicht wusste, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt.*“

Das Todesverständnis des Märchens ist ausgesprochen naturalistisch, materialistisch. Das menschliche Leben gleicht einer Kerze. Es ist kurz wie eine Kerze, die eine Weile brennt und dann erlöscht, endgültig erlöscht, für immer erlöscht. Die unterirdische Lichthöhle ist ein Spiegelbild des Lebens, keine Jenseitsschau. Allein der Tod ist unsterblich. Gegen ihn ist kein Kraut gewachsen. Das Heilkraut befreit nur von Krankheiten, nicht vom Tode, der keine Krankheit ist. Gegen dieses medizinische Berufsethos verstößt der junge Arzt.

Eben deshalb kann der Tod auch nicht ernsthaft als „Freund“ angesehen werden, wie es in einem berühmten Holzschnitt von Alfred Rethel aus dem Jahre 1851 geschieht. Freundschaft setzt Gleichrangigkeit, Ebenbürtigkeit voraus. Der Tod aber ist schlechthin übermächtig. Mit ihm ist nicht zu spaßen und nicht zu spielen. Als eine unerbittliche und gefühllose Naturmacht ist er unser ständiger Begleiter, uns stets im Rücken und stets im Angesicht.

Zugleich ist der Tod aber auch eine sinnvolle Naturmacht, eine sinnreiche Einrichtung der Evolution. Deshalb ist er kein Feind. Der Tod ist weder Freund noch Feind, sondern – wenn wir im Sinne des Märchens klug und weise sind – kann er uns zum „*Gevatter*“ werden, das heißt zum Lehrmeister, Ratgeber, Helfer. „*Erst muss ein Lebenslicht verlöschen, bevor ein neues anbrennt.*“ So unterweist der Tod sein Patenkind.

Nur weil die Dinosaurier ausstarben, konnten höhere Arten, wie die Primaten und damit die Menschen sich entwickeln. Was für die Evolution insgesamt gilt, gilt auch für die Individuen innerhalb einer biologischen Art. Nur weil die Individuen altern und sterben, wird Platz geschaffen für neues Leben. Insofern ist der Tod eine sinnvolle, lebensförderliche Einrichtung der Natur. Wie sagt Gevatter Tod unten in der Lichthöhle? „*Erst muss ein Lebenslicht verlöschen, bevor ein neues anbrennt.*“

In eben dieser Aussage ist der harte religionskritische Kern des Märchens verpackt. Der Tod ist nicht „*der Sünde Sold*“ wie in der Bibel, göttliche Strafe für menschliche Schuld. Auch warten nach dem Tode nicht ewiges Leben oder Auferstehung oder Verwandlung, sondern tot ist tot. Die Kerze ist abgebrannt. Leben und Sterben sind natürliche Vorgänge, nicht von einander zu trennen und nicht willkürlich in ihrer unumkehrbaren Richtung zu manipulieren, wie der junge Arzt, menschlich verständlich, es wollte.

Die Konsequenz aus alledem lautet: Carpe diem! Nutze den Tag! Nutze dein Leben, denn es ist kurz und dir nur einmal gegeben. Niemand kann mit Bestimmtheit sagen, wann sein Lebenslicht erlischt. Eine ernste, aber doch dem Leben zugewandte Botschaft, die die Brüder Grimm an uns weiterreichen.